



Friedrich Lietzmann

Als freiwilliger Jäger bei den
Totenkopfusaren

Fritz Lietzmann

Als freiwilliger Jäger bei den
Totenkopfhusaren
Siebzehn Jahre Leutnant
im Husaren-Regiment
"Blücher"

Erzählungen aus Kolberger Ruhmestagen,
aus dem deutschen Befreiungskrieg,
aus einer kleinen pommerschen Garnison
und von der Grenzwehr gegen den
polnischen Aufstand 1831

Engelskirchen

2008

Fachverlag Amon

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

- | | |
|-------------------|--|
| <u>1.Kapitel</u> | <u>Aus der Knabenzeit - Kolberg 1807</u> |
| <u>2.Kapitel</u> | <u>Bis zum Frühling - 1813, der Sturm bricht los!</u> |
| <u>3.Kapitel</u> | <u>Freiwilliger Jäger bei den Totenkopfusaren</u> |
| <u>4.Kapitel</u> | <u>Mai 1813 - Halle und Hoyerswerda</u> |
| <u>5.Kapitel</u> | <u>Luckau, 04.Juni 1813</u> |
| <u>6.Kapitel</u> | <u>Waffenstillstandsleben</u> |
| <u>7.Kapitel</u> | <u>Großbeeren, 23.August 1813</u> |
| <u>8.Kapitel</u> | <u>Dennewitz - Leipzig</u> |
| <u>9.Kapitel</u> | <u>Durch Nordwest-Deutschland und Holland</u> |
| <u>10.Kapitel</u> | <u>Gefecht bei Lier - Ende des Feldzuges von
1814 - für mich</u> |
| <u>11.Kapitel</u> | <u>Abenteuer in Brüssel und Oudenaarde</u> |
| <u>12.Kapitel</u> | <u>Eine Duellgeschichte - Auflösung des Jäger-
Korps</u> |
| <u>13.Kapitel</u> | <u>Heimkehr ins Vaterhaus - Wieder Landwirt
und abermals Soldat!</u> |
| <u>14.Kapitel</u> | <u>Leutnant bei den Blücher-Husaren</u> |
| <u>15.Kapitel</u> | <u>Nach Paris und in die Normandie</u> |
| <u>16.Kapitel</u> | <u>Die gerade Linien zwischen zwei Punkten</u> |
| <u>17.Kapitel</u> | <u>Der Kommandeur - Ein Miniaturhof -
Husarenstreiche</u> |
| <u>18.Kapitel</u> | <u>Liebesidyll</u> |
| <u>19.Kapitel</u> | <u>Zurück in die pommersche Heimat</u> |
| <u>20.Kapitel</u> | <u>Familienleben in kleiner Garnison</u> |
| <u>21.Kapitel</u> | <u>Aus meinem Dienstleben</u> |
| <u>22.Kapitel</u> | <u>Zur Grenzbesetzung gegen den polnischen
Aufstand 1831</u> |
| <u>23.Kapitel</u> | <u>Baunerhütte und Grafenschloss</u> |
| <u>24.Kapitel</u> | <u>Unaufhörlicher Grenzdienst!</u> |
| <u>25.Kapitel</u> | <u>Das traurige Ende meiner Soldatenlaufbahn</u> |
| <u>26.Kapitel</u> | <u>Schlusswort des Herausgebers</u> |
| <u>Anlagen</u> | |

Anlage1
Anlage2

Aufruf vom 17.März 1813: An mein Volk
Zwei Bildes des Autors

Vorwort des Herausgeber 1909

„Anno 1792 den 27.Juny Morgens um 3 Uhr, am Mittwoch, ist mein liebster Sohn gebohren und Mittwochs den 4.July getaufft worden, da er die Nahmen erhalten Friderich Christian Johann. Gott sey dir gnädig, mein Sohn!“

Also ist die Geburt unseres freiwilligen Jägers Fritz Lietzmann in einer alten Familienbibel durch seinen Vater beurkundet. Dieser hieß Christian Friedrich Jakob und war Kolberger Bürger, Kaufmann und “Seglerhausverwandter”, das heißt Mitglied des aus Kaufleuten und Schiffern bestehenden “Kollegiums der Älterleute”, das alle bei Handlung und Schiffahrt vorkommenden Streitigkeiten nach dem Seerecht und eigenen Satzungen zu entscheiden hatte; auch war er Hauptmann im Kolberger Bürger-Grenadierbataillon und ist bei der berühmten Verteidigung von Kolberg in wackerer Mitarbeit tätig gewesen.

Der Großvater unseres Fritz war Syndikus am Domstift zu Kammin in Pommern, der Urgroßvater Amtmann. Weiter zurück aber führt der lückenlose Stammbaum zu jenem tapferen Gildemeister der Neuruppiner Tuchmacherinnung, Hanß Litzmann, der durch sein mannhaftes Auftreten im November 1539 der Reformation in der Stadt und im Land Ruppin Bahn gebrochen hat.

Von den zahlreichen, noch heute blühenden Linien des dem Gildemeister entstammenden, vielverzweigten Geschlechts hat diejenige, von der hier die Rede ist, die beiden Bürgermeister von Kölln an der Spree und Berlin, Kaspar und Johann Joachim, hervorgebracht, ferner jene Anna Elisabeth Lietzmann, in der wir Geschlechtsgenossen die Ahnfrau des Eisernen Kanzlers verehren. Sie ist nach Feststellung des Herrn Dr. Walther Gräbner in Danzig, die Urgroßmutter von Wilhelmine Luise Mencke, der Mutter Bismarcks, gewesen.

Fritz Lietzmann hat umfangreiche Aufzeichnungen aus seinem Leben hinterlassen, die bis zu seinem Austritt aus dem Militärdienst, das heißt bis zum Jahre 1831, reichen. Durch die Freundlichkeit eines seiner direkten Nachkommen gelangten ich in ihren Besitz. Ich las sie und gewann die Überzeugung, dass sie vieles enthalten, was für einen größeren Leserkreis von Interesse sein kann. Der Vergleich mit anderen guten Quellen, unter anderem der "Geschichte der Stadt Kolberg" von H. Riemann, der "Geschichte der Leib-Husaren-Regimenter" von Mackensen und von Schönings "Geschichte des 5.Husaren-Regiments", ergab ihre vollkommene Zuverlässigkeit.

Einige im November 1908 von mir in der "Täglichen Rundschau" veröffentlichte Abschnitte fanden vielfachen Beifall, wurden von anderen Blättern aufgenommen und sollen in den amtlich herausgegebenen Schullesebüchern Verwendung finden.

Alles dies ermutigte mich, eine zusammenhängende Bearbeitung vorzunehmen, die gegen das Original allerdings wesentlich gekürzt ist, aber in dem, was sie gibt, möglichst treu am Charakter der Urschrift festhält. Es wäre sicherlich keine Verbesserung gewesen, wenn ich an der frischen und anschaulichen Schreibweise des freiwilligen Jägers ohne Not etwas geändert hätte. Und nun möge er selbst erzählen!

Berlin im Jahre 1909
Litzmann

Karl

Vorwort des Herausgebers 2008

Die hier vorliegenden Memoiren des Friedrich Lietzmann werden nun nach fast einhundert Jahren erneut dem Vergessen entrissen und der interessierten Leserschaft vorgestellt. Auch nach dieser langen Zeit haben sie von ihrer Herzlichkeit und Offenheit dem Menschen des 21. Jahrhunderts gegenüber nichts an Bedeutung verloren. Zeigen sie doch vielmehr, dass auch unsere Vorfahren, Menschen wie der Autor imstande waren, aus ihrer gewohnten Umgebung heraus, als kleines Teil eines großen Ganzen wahre Wundertaten zu vollbringen. Friedrich Lietzmann beschreibt hier sehr anschaulich wie man im 18. und dem kurz darauf beginnenden 19. Jahrhundert stritt, lebte, liebte und auch litt.

Der Text des vorliegenden Werkes wurde in die heutige Schriftform übertragen, nicht mehr gebräuchliche oder vergessene Ausdrücke, sowie - da wo Informationen in Form von weiteren Lebensbeschreibungen oder Regimentsgeschichten vorlagen - weitere Angaben über das fernere Schicksal der Mitwirkenden in der Art von erklärenden Fußnoten zugefügt.

Engelskirchen
2008
Herausgeber

im

Mai
Der

1.Kapitel

Aus der Knabenzeit - Kolberg 1807

Der Mensch muss damit zufrieden sein, wo und unter welchen Verhältnissen er das Licht der Welt erblickt; ich aber bin von Herzen zufrieden, dass mein erstes Geschrei in Kolberg und im Hause meines lieben Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, ertönt ist. Leider war meine Geburt die Todesursache für meine arme Mutter; gleich am Anfang meines Lebens wurde ich so ein halbverwaistes Kind.

Stadt und Festung Kolberg boten am Ausgang des 18.Jahrhunderts allerdings ein Bild, dessen Schatten die Seele eines kleinen Jungen wohl erschrecken konnten. In der Schule schwang Herr Bakkalaureus den Kantschu¹ mit der Übung und der Geschicklichkeit eines Kosaken. In den Gassen rasselten die Ketten der Baugefangenen über das Steinpflaster und aus einer gewissen Straße erscholl zuweilen das Geheul eines Spießruten laufenden Soldaten. Hierbei empfand mein Kinderherz die tiefste Empörung; gottlob, dass diese Zeiten hinter uns liegen!

Mein Vater heiratete nicht wieder und führte mit uns vier Kindern, drei älteren Schwestern und mir, ein recht zurückgezogenes, stilles Leben.

Da kam das furchtbare Jahr 1806. Der große Kriegskünstler Napoleon hatte schon die Welt mit seinem Siegesruhm erfüllt und nun schlug er auch die Preußen die doch unter König Friedrich II. unüberwindlich gewesen waren.

Unser Heer wurde vernichtet, die stärksten Festungen fielen dem Sieger mühelos in die Hände und im Frühjahr

1807 begann die Belagerung meiner Vaterstadt durch die Franzosen mit polnischen und deutschen Hilfstruppen!

In einem Halbkreise um die Stadt lag der Feind und grub sich mit unfreiwilliger Hilfe der Landbewohner jede Nacht näher an die Festung heran. Als sich die Aprilsonne eines Morgens erhob, begrüßten uns die feindlichen Batterien mit ihren ersten Kugeln und von nun ab gab es keine Ruhe mehr in der Stadt. Die Schule war geschlossen; ich war damals 14 Jahre alt und trieb mich mit meinen Kameraden umher, wo es etwas zu sehen gab. Schill war unser Held und Liebling und ich habe einmal die Ehre gehabt, ihm sein Schlachtross, einen schönen Brandfuchs, zu halten, als er vor der Marienkirche abstieg, um die dort untergebrachten blessierten Soldaten zu besuchen.

Als er wieder herauskam, gab er mir die Hand, dankte sehr freundlich, schwang sich in den Sattel und - dahin flog er. Wir waren begeistert für ihn und er machte beinahe täglich von sich reden.

“Die Schillschen bringen Gefangene ein“, hieß es und dann ging es im vollen Lauf zur Kommandantur, wo sie aufmarschiert standen. Meist kleine, behände Leute; wir konnten nicht begreifen, wie man diese tapferen Preußen hatten bei Jena bezwingen können. Aber eine Haltung war in den Männern, die von großem Selbstbewusstsein zeugte.

Oft wurde von unserer Garnison Ausfälle gemacht und wenn dies bei Tage geschah, liefen wir Jungen den Soldaten nach. Bei einer Affäre am Wolfsberge versteckten wir uns hinter den Stranddünen und ließen die Kanonenkugeln über uns wegsausen. Ich wäre schon damals gern Soldat geworden; aber ich war noch zu jung und zu klein dazu.

Aus der Umgebung hatten die Gutsbesitzer alles Entbehrliche von ihren Viehbeständen in die Festung gebracht, um es vor der Wegnahme durch die Franzosen zu schützen. Mein Vater hatte zwei junge hübsche Pferde eines Gutsherrn in seinen Stall aufgenommen. Das eine war so

zutraulich fromm; wenn ich ihm den Hals klopfte, legte es seinen Kopf auf meine Schulter.

Nun war ein schöner Morgen. Mein lieber Vater war ausgegangen. Sattel und Zaumzeug hingen im Stall; also - Reiten, Reiten! Sattel und Zaumzeug wurden aufgelegt. Ich saß hoch zu Ross; kein König konnte stolzer sein. Der Hof war ziemlich geräumig; die Evolutionen glückten im Schritt, im Trabe. Aber Galopp, dazu war kein Platz. Also ins Freie! Still durch die Hinterpforte und längs der Mauer, dann reite ich durch das gerade geöffnete Festungstor ins Freie und bis an die äußersten preußischen Posten, die mich nicht durchlassen.

Hier war eine schöne freie Fläche. Hinter der Postenkette reite ich hin und her - Galopp, endlich was das Pferd laufen will. Konnte ich nicht ein Schillscher Husar sein? Da - schon liege ich im Sande und das Pferd läuft auf das französische Lager zu! Mein Schreck ist grenzenlos; der Braune verschwindet hinter dem Walde; er ist sicher verloren und ich bin in Verzweiflung.

“Er kommt wieder”, ruft da ein Posten.

Umhüllt von Staub, in der Karriere, kommt das treue Tier zurück und läuft an mir vorbei, direkt nach der Stadt. Der Atem geht mir aus, so schnell laufe ich hinterher. Am Tor hat ein Artillerist das Pferd aufgegriffen und bringt es mir. Ich habe es nie wieder bestiegen.

Eines Tages kam der Oberjäger Beier von der Kompanie von Dambrowolski² in unser Haus. Er war ein geschickter Zeichner und sollte für den Kommandanten, Major von Gneisenau, einen Festungsplan anfertigen. Er bat um ein für seine Arbeit geeignetes Zimmer. Mein Vater war Patriot genug, um ihm sofort die beste Stube anzuweisen, eine Treppe hoch, mit drei Fenstern nach der Straße.

Beier arbeitete fleißig; ich war täglich stundenlang bei ihm und wurde von ihm im Planzeichnen unterwiesen, was

mir später, als ich freiwilliger Jäger und Husarenoffizier war, sehr zustatten gekommen ist. Der Festungsplan war beinahe fertig, da kamen ein paar Kameraden zu Beier und neckten ihn; er könne wohl lachen; wenn sie des Nachts auf Feldwache lägen, dann schlief er im weichen Bette.

Augenblicklich schnallte er seinen Hirschfänger um und nahm den Tschako auf den Kopf und stand nun so vor seinen Freunden. Das ließe er sich nicht zweimal sagen! - Er ging, ihre Entschuldigungen nicht beachtend zum Feldwebel und bat, ein freiwillige Wache tun zu dürfen. Auf seinen besonderen Wunsch hin erhielt er einen der gefährlichsten Posten, wo schon mancher brave Soldat geblieben war. Es kam aber ganz anders, als wir befürchteten:

In derselben Nacht, wo Beier vor dem Feind auf Feldwache lag, schlug eine feindliche Bombe in unser Haus und - mitten durch sein Bett! Als er am nächsten Nachmittag vergnügt zu uns zurückkam, nahm ihn mein Vater bei der Hand und führte ihn schweigend in sein Zimmer und vor die verwüstete Lagerstelle. Beier war tief ergriffen und dankte Gott für seine wunderbare Erhaltung.

Die andauernde Beschießung forderte viele Opfer. Auch aus dem Bürgerstande; eine Frau wurde auf dem Markte von einer Bombe erschlagen, gerade, als sie vorbeimarschierenden Soldaten Erfrischungen reichte.

Bald darauf fand der tapfere Hauptmann von Waldenfels³, von einer Kugel getroffen, den Heldentod. Bei seinem Grenadier-Bataillon stand auch mein Freund, der Leutnant von Roell⁴; am 23. April 1807, einem sonnigen Frühlingstage, besuchte er uns. Der sonst immer heitere Jüngling war diesmal sehr schweigsam und reichte uns beim Abschied traurig die Hand.

Gibt es Ahnungen? - Am folgenden Tage riss ihm eine feindliche Kanonenkugel den Hinterkopf fort! Sein Gesicht war unbeschädigt. Ich weinte an seiner Leiche. Bei der

Bestattung drängte ich mich durch die Grenadiere, um drei Hände voll Erde auf seinen Sarg zu werfen. Da sauste dicht bei uns eine feindliche Stückkugel vorüber, gleich darauf eine zweite und eine dritte. Sogleich marschierte die Leichenparade ab.

Die Kirche, bei der mein Freund ruhte, war zur Aufbewahrung von Pulver benutzt. Einige Tage später wurde sie von einer Bombe getroffen und flog in die Luft, wobei mehrere Leute umkamen.

Die Bedrängnis in der Festung wurde immer größer und in mancher Brust regten sich wohl schwarze Sorgen, obwohl das Vertrauen zu dem tapferen Kommandanten von Gneisenau ein unbegrenztes und die Stimmung bei der Garnison und den meisten Bürgern die allerbeste war. Sie wollten sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als dem Feinde die Festung zu übergeben. Da das Bombardement immer heftiger wurde und niemand bei Tag oder Nacht mehr in seinem Hause sicher war, so flüchteten sich Frauen, Kinder und Greise nach einem sicheren Ort.

Es war dies eine Kasematte, sonst nur den schwersten Verbrechern zum Aufenthalt bestimmt. Die dort Untergebrachten sonderten sich familienweise durch quer gezogene Segel voneinander ab. Bewohner unseres ziemlich großen Hauses waren nur mein Vater, ich, die Köchin und der Salz-Faktor Freitag, der von meinem Vater aufgenommen worden war, nachdem der Feind das Gradierhaus in Brand geschossen hatte; ferner die Einquartierung: Infanterie, Artillerie, Kürassiere, die aber meist auf den Wällen und anderweitig kommandiert waren.

Ich schlief mit meinem Vater zusammen in einer Stube im ersten Stockwerk. Die Nacht hindurch brannte Licht und jede Nacht wachte ich auf und sah nach der Zimmerdecke, obwohl ein Loch darin wäre. Ich war bange, im Bett von einer Bombe erschlagen zu werden.

Der mit uns befreundete Leutnant Schmidt von den Jägern - er fiel hernach auch, an demselben Tage, wo der Orden *Pour le Mérite* für ihn ankam -, bat meinen Vater, den schwer blessierten Oberjäger Broscheit bei sich aufzunehmen. Mein Vater willigte ein und der Kranke wurde in die Stube neben unserem Schlafzimmer gebettet.

Oh Gott! Gleich die erste Nacht ging das Rasen los, und so blieb es nun immer. Der arme Mann musste unsägliche Schmerzen aushalten; die Bleikugel saß unter dem rechten Schulterblatt und war dort nicht herauszukriegen. Er mochte ein braver Soldat gewesen sein, hatte auch die goldene Medaille; aber jetzt, in seinem Paroxysmus, verfluchte er den Soldatenstand, den "Hund Napoleon", sich und die ganze Welt. Die Geduld, die mein Vater mit ihm hatte, war grenzenlos. Er machte ihm selbst den Tee und zum Regimentsarzt sagte er: "Wenn Sie ihn auch aufgeben, ich werde ihn doch zu erhalten suchen."

Broscheit wurde auch wirklich allmählich wieder hergestellt und erhielt später eine Versorgung als Förster in Ostpreußen, wo er zu Hause war.

Noch immer wuchsen die Drangsale unser schwer geprüften Stadt und die Verluste der tapferen Besatzung. Die treue Kolberger Bürgerschaft tat das ihrige, um dem Könige die Festung erhalten zu helfen. Die Männer beteiligten sich am Wacht- und Arbeitsdienst und löschten die Feuersbrünste, wenn die feindlichen Bomben gezündet hatten; die Frauen pflegten Verwundete und Kranke oder zupften Scharpie in ihrem unterirdischen Zufluchtsort. Mit banger Erwartung sah man dem Tage entgegen, wo das Brescheschießen und der anschließende Sturm erfolgen würden. Und dieser Tag kam bald.

Es ist der 01. Juli 1807. Ich erwache. Es mochte 02.00 Uhr morgens sein. Ich höre ein Krachen, so wie ich mir ein Erdbeben vorstelle. In der Angst knüpfe ich mir das

Trageband an die Hosen und eile so auf die Straße, um zu sehen, woher diese Erschütterung kommt. Da liegen schon Steine und Balken übereinander; eine Granate sauste über mich fort und platzt unter dem 50 Schritte entfernten Münder Tor, wo sie drei Menschen zerreißt, die dort Schutz gesucht hatten. Das Geschrei der verstümmelten Leute ist herzerreißend. Plötzlich bricht Qualm aus unserem Hause. Ich rufe nach meinem Vater, den ich aufgestanden vermute und eile in die Schlafstube, um mir einen Rock über das Hemd zu ziehen. Dort sehe ich meinen Vater ganz ruhig in seinem Bette schlafen.

“Vater, es brennt im Hause!”

Er springt auf und sagt: “Das wird ein großen Unglück; wir fliegen in die Luft; denn es liegt viel Pulver in der oberen Küche.”

In dem Augenblick kommen zum Glück Artilleristen von unserer Einquartierung ins Haus; mit ihrer Hilfe löscht mein Vater glücklich das Feuer, ehe es an die Pulverfsser herankommt.

Das den Jägern gehörende Pulver wurde sogleich an einen sicheren Ort geschafft. Mein Vater war hierzu noch unterwegs, als nach einem furchtbaren Knall unsere Kühe brüllend aus dem Stall auf den Hof stürzten. Eine Bombe war mitten im Stall geplatzt und hatte die Türe zersprengt, wunderbarerweise aber keines der Tiere verletzt.

Eben war mein Vater zurückgekommen, da traf eine neue Bombe unser Seitengebäude, schmiss dessen Giebel in den Garten und vernichtete so alle Himbeeren, - zu meinem großen Bedauern, da sie gerade reif geworden waren. Eine Henne lag mit ihren Kcken wie tot im Gebäude, lebte dann aber wieder auf und kratzte lustig in der von der Bombe aufgewühlten Erde.

Um den Mittag war ich abermals allein im Hause. Ich besaß als größten Schatz eine Violine, die ich im Keller verborgen hatte, damit sie nicht von den Bomben zerschlagen wurde. Ich ging hinab, um nach ihr zu sehen.

Eben war ich wieder heraufgestiegen und noch auf der obersten Treppenstufe, da fuhr eine Granate dicht vor mir in den Boden und wühlte darin im Kreise herum. Mein Schreck war grenzenlos. Ich warf mich nieder, hielt mir mit beiden Händen den Kopf, dachte an meinen Vater, betete und erwartete mein Ende. Die Granate platzte. Ich wurde etwas gehoben, mit Erde überschüttet und von dem furchtbaren Knall betäubt.

So lag ich eine Weile auf der Erde. Dann dachte ich, ich müsste zerrissen sein. Aber es fehlte mir gar nichts, ich fühlte gar keinen Schmerz und sprang auf. Ich sah durch den Pulverdampf zum blauen Himmel empor, hörte nun aber ein Geschrei in der Küche und sah, wie die Köchin sich das blutende Gesicht hielt.

“Mein Gott”, rief sie, “das war ja fürchterlich!”

Der Tisch, auf dem sie die Speisen bereitete, stand dicht am Fenster; durch dieses war ein Granatsplitter geschlagen, hatte sie aber nicht getroffen, sondern ihr nur das Fensterglas ins Gesicht geworfen. Sie kam wie ich mit dem Schrecken davon.

Um 02.00 Uhr nachmittags wurden gerade vor unserem Hause die vor einen gefüllten Munitionswagen gespannten beiden Pferde zerrissen. Der Wagen musste solange stehen bleiben, bis andere Pferde vorgelegt waren. Bis dahin verging eine trübselige halbe Stunde; wir glaubten jeden Augenblick, der Wagen würde in die Luft fliegen und uns mitnehmen.

Und dann kam die Nacht; sie war furchtbar und schauerlich über alle Maßen. Der Himmel war angefüllt von glühenden Kugeln und von Bomben, deren brennende Zünder leuchtende Schweife durch die Nacht zogen. Feuer war in allen Teilen der Stadt, ein Krachen zusammenstürzender Häuser und gellende Angstrufe. Mehrere Bomben platzten in unserem Garten, auf dem Hofe und vor der Haustür. In das Haus selbst schlug glücklicherweise keine wieder ein; um so mehr aber in der

Nähe. Endlich, endlich ging diese Nacht vorüber; es wurde hell und man sah überall die Trümmer.

Das Rathaus und viele Privatgebäude lagen in Schutt und Asche. Die Not war groß; aber soviel weiß ich, dass der Gedanke, die Festung könne an den Feind ausgeliefert werden, uns auch damals keinen Augenblick in den Sinn gekommen ist. Das Vertrauen zu Gneisenau erstreckte sich bis auf die Schuljugend und wenn ich nur meinen Vater ansah, konnte ich gar nicht den Mut verlieren. Nie habe ich in seiner Haltung eine Ängstlichkeit bemerkt; mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit trotzte er allen Gefahren.

Vor unserem Hause stand ein großes, mit Wasser gefülltes Fass, daneben mit Lappen überzogene Besen an langen Stangen, so genannte Löschwischen. In dieses Fass schlug eine Bombe, platzte und riss Fass und Haustüre in Stücke. Das schwarze, dampfende Wasser strömte in den Hausflur und meinem Vater und mir, die wir gerade hinaus wollten, über die Füße. Auf meinen Vater machte es keinen Eindruck.

Übrigens blieben die Festungsgeschütze dem Feinde nichts schuldig. Hinter unserem Hause standen acht 24-Pfünder auf dem Walle; die brüllten an diesem Tage derart, dass man sich nur noch schreiend verständigen konnte.

Mit einem Male, es war am 02.Juli 03.00 Uhr nachmittags, hieß es: Waffenstillstand⁵! Kein Mensch glaubte daran. Aber plötzlich schwiegen die Kanonen. Das an den unaufhörlichen Lärm gewöhnte Ohr empfand die eingetretene Stille als etwas ganz Fremdes. Es war ein ganz merkwürdiges Gefühl, aus grausiger Not und Gefahr mit einem Male erlöst und ganz und gar befreit zu sein!

Ein solcher Moment war nun für Kolberg eingetreten. Ein wahrer Freudentaumel erfüllte die Stadt; die Straßen füllten sich mit Menschen; Frauen und Männer lagen sich in den Armen; Mütter und Kinder kamen wie die Dachse aus ihren

Schutzlöchern heraus und dankten Gott auf den Knien. Aus den Kasematten wankten Greise und Matronen auf die Straße, sahen in die Sonne und atmeten die frische Luft, die sie so lange entbehrt hatten. Die Kinder jauchzten: "Friede, Friede!"

Oh, ich erinnere mich dessen ganz deutlich. Da war alle etwa früher gehegte Feindschaft vergessen. Unter Tränen war nun alles nur Liebe und Freundschaft. Dieser Wonnetaumel dauerte gewiss mehrere Stunden. Mir fiel dabei auf, dass mein Vater die allgemeine Freude nicht ganz teilte. Er blickte auf unser zerstörtes Haus und sagte zu mir: "Fritz, wie werde ich das wieder herstellen können!"⁶

Endlich kam etwas Ordnung in die auf den Straßen wogende Menge. Im ersten Jubel hatte sich kein Mensch um die brennenden Häuser gekümmert. Nun aber wurden Mannschaften zum Löschen kommandiert und man wurde bis zum nächsten Tage Herr des Feuers. Wer, wie ich, gesund geblieben war und keine nahen Angehörigen verloren hatte, der konnte sich wohl freuen. Doch wie viele Opfer hatte diese Belagerung gekostet! Wie viele Verwundete lagen in den Lazaretten und Bürgerhäusern! Wie viele Tote⁷ in den Befestigungen und selbst auf den Straßen!

¹ Kantschu - (türk.) Riemenpeitsche

² Eigentlich Carl Friedrich von Dobrowosky. Er stand am 28.Juni 1786 als Lieutenant im Fußjäger-Korps und erhielt für den ersten Feldzug gegen die französische Republik am 17.August 1793 den Militär-Verdienst-Orden. Am 07.April 1795 wurde er zum Premier-Lieutenant und am 10.November 1804 zum Stabs-Kapitän befördert. In den Jahren 1806/1807 war er Chef der provisorischen Jäger-Kompanie in Kolberg, wo er am 20.Mai 1807 auch verwundet wurde. Nach der Kapitulation der Festung wurde er am 25.Dezember 1808 zum Garde-Jäger-Bataillon versetzt, wo er am 04.Januar 1810 zum Kompaniechef avancierte. Unter dem Datum des 14.August 1811 wurde er verabschiedet und erhielt fünf Tage später für seine geleisteten Dienste den Rang eines Majors zuerkannt. Bei Beginn des Befreiungskrieges trat er wieder in den aktiven Armeedienst und wurde im August 1813 als Bataillonskommandeur in das 6. schlesische

Landwehr-Infanterie-Regiment eingestellt. Er erhielt am 24. August 1814 erneut seinen Abschied und verstarb am 11. März 1817.

3 Carl Wilhelm Friedrich Ernst von Waldenfels. Er stand am 13. Februar 1792 als Lieutenant im Füsilier-Bataillon *Reitzenstein*, wo er am 09. Oktober 1797 zum Premier-Lieutenant befördert wurde. Am 01. Juli 1798 wurde er als Kapitän verabschiedet. Unter dem Datum des 28. Januar 1803 trat er als Stabs-Kapitän ins Infanterie-Regiment *Wartensleben* (Nr.59), wurde aber am 24. Januar 1804 ins Infanterie-Regiment *Wartensleben* (Nr.45) versetzt. Am 15. Dezember 1809 wurde er zum wirklichen Kapitän und zum interimistischen zweiten Kommandanten der Festung Kolberg ernannt. Bereits 1807 wurde er Kommandeur des nach ihm benannten Grenadier-Bataillons *von Waldenfels*. Ausgezeichnet mit dem Militär Verdienst-Orden, fiel er am 15. Juni 1807 beim Sturm auf den Wolfsberg.

4 Carl Friedrich von Roell (oder: von Röhl). 10. Januar 1805 Seconde-Lieutenant im Grenadier-Bataillon *von Waldenfels*. Er fiel am 24. April 1807 auf dem Binnenfelde.

5 Der Waffenstillstand war bekanntlich von den Russen bereits am 21., von den Preußen am 25. Juni mit Napoleon geschlossen worden. Die Verteidiger Kolbergs hatten bisher nichts davon erfahren, wohl aber der Führer des Belagerungskorps, General Loison. Er hatte darum noch am 01. Juli alle Mittel aufgeboten, um sich der Festung zu bemächtigen.

6 Der Vater hatte infolge des unglücklichen Krieges den größten Teil seines Vermögens verloren.

7 Die Gesamtverluste während der Belagerung waren auf beiden Seiten sehr groß. Die höchsten Angaben für die Franzosen sind: etwa 8.000 Tote, Verwundete und Kranke, 1.632 Gefangene, 206 Deserteure, zusammen also fast 10.000 Mann. Für die Preußen ist ein Verlust von 55 Offizieren, 2.806 Unteroffizieren und Mannschaften nachgewiesen. Die Angaben über die Verluste der Zivilbevölkerung in Kolberg schwanken zwischen 63 und 69 Personen. (aus: Kolberg 1806/07. Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, Heft 16-19, Berlin, 1911)

2.Kapitel

Bis zum Frühling 1813 - Der Sturm bricht los!

Bald nach dem unseligen Tilsiter Frieden kam ich auf das Rittergut Hoff an der Ostsee, um bei dem Besitzer, meinem Vetter Elbe, die Landwirtschaft zu erlernen. Ich blieb dort mehrere Jahre.

In dieser Zeit machte ich auf eigentümliche Weise Bekanntschaft mit den auf der Ostsee kreuzenden Engländern. Drei englische Briggs hatten in Höhe von Hoff Station genommen. In dem schönen Park meines Vetters erhob sich ein Hügel, von dem man eine weite Aussicht auf das Meer hatte. Da bin ich denn oft hinaufgelaufen, um mich an dem Anblick der schmucken Kriegsschiffe zu erfreuen. Sie kamen regelmäßig des Morgens aus hoher See und hielten sich bis zum Nachmittag so dicht am Lande, dass man die einzelnen Leute an Bord unterscheiden konnte. Ich hatte den lebhaften Wunsch, eines dieser Schiffe zu besuchen.

Nun war eines Sonntags zu Ehren des Grafen von W. auf Schwirsen ein großes Diner bei uns. Wir saßen bei der Suppe, da meldete der Jäger, der Viktualienhändler aus dem benachbarten Fischerdorfe bitte, ihm Geflügel abzulassen, das die britischen Seeoffiziere zu kaufen wünschten. Ich entfernte mich ganz still von der Tafel, nahm meinen Hut und ging hinaus. Indes der Vetter hatte es bemerkt und folgte mir, um mich festzuhalten. Ich entkam aber über die Gartenmauer, erreichte den Strand und wurde von einem der englischen Boote aufgenommen. Daran, dass die Engländer seit dem Tilsiter Frieden eigentlich unsere Feinde waren, dachte ich nicht, sondern war ganz glücklich, als ich diese Kriegsbrigg von 16 Kanonen besteigen konnte.

Man führte mich vor den Kapitän, einen noch jungen, hochgewachsenen Mann. Da er ebenso wenig Deutsch verstand, wie ich Englisch, machte ein Matrose den Dolmetscher. Der Kapitän stellte verschiedene Fragen an mich und befahl dann, auf meine Bitte, das Schiff besehen zu dürfen, einem Seekadetten, mich überall herumzuführen. Das geschah denn auch und als wir fertig waren, wurde ich in die Kajüte des Kapitäns zum Diner geladen.

Während des Mahles musste ich von der Kolberger Belagerung erzählen. Der Kapitän wurde immer freundlicher und schenkte mir ein Glas Portwein nach dem anderen ein. Er schlug mir vor, an meinen Vater zu schreiben und zu fragen, ob ich nicht britischer Seemann werden dürfe; ich sollte dann wieder auf sein Schiff kommen. Es wurde Abend und Zeit, an die Rückfahrt zu denken. Noch einmal füllte der Kapitän unsere Gläser, fragte mich, ob in Hoff schöne Damen wären und trank, als ich dies bejahte, auf deren Wohl. Dann entließ er mich; ich fuhr zum Lande zurück.

Als ich am anderen Morgen erwachte, stand mein Vetter vor meinem Bette. Sein berechtigter Zorn vom vorigen Tage war verflogen, da er mich glücklich zurückgekehrt sah. Er hatte befürchtet, die Engländer würden mich gleich bei sich behalten.

An einem schönen Wintermorgen, im Februar 1812, verließ ich das liebe Hoff, um eine Inspektorenstelle auf dem Rittergute Perpolk bei Tapiau zu übernehmen. Der Abschied wurde mir schwer.

In Kolberg aber feierte ich ein frohes Wiedersehen mit meinem teuren Vater. Danach ging es mit der Post über Köslin, Danzig nach Königsberg; es war eine sehr langwierige und ermüdende Reise. Bei Dirschau konnten wir des Eisganges wegen nicht über die Weichsel setzen und mussten dort übernachten, wozu Stroh auf die Diele geschüttet wurde.

Am nächsten Vormittag kamen wir zwar glücklich über den Strom; aber nun wurde die Straße so grundlos, dass alle Augenblicke angehalten werden musste, um mittelst hierzu mitgeführter Spaten den Lehm von den Rädern abzustecken. Es wurde Abend, ehe wir die beiden Meilen von Dirschau bis Marienberg zurückgelegt hatten.

Am späten Abend des nächsten Tages kamen wir in Brandenburg, der letzten Station vor Königsberg, an. Doch hier zerbrach uns ein Wagenrad und wir sollten so lange in der Passagierstube verweilen, bis es ausgebessert war. In der Passagierstube waren indes das Sofa und alle Stühle schnell von den Reisenden besetzt. Ich fand keinen Platz mehr und wählte darum eine in der daneben gelegenen Poststube stehende große Kiste als Lagerstatt. Die Kiste war etwa zwei Fuß von der Wand entfernt und von Felleisen und Poststücken aller Art umgeben. Ich war schrecklich müde und schlief gleich ein.

Noch jetzt steht es deutlich vor meiner Seele, wie ich erwachte: nämlich auf dem Fußboden zwischen Kiste und Wand. Ich war in den Spalt hinabgefallen, ohne zu erwachen! Nun graute der Tag. Ich erhob mich mühsam und blickte mich um. Vor mir stand ein Mann im Schlafrock mit einem Lichte am Tisch; es war der Postmeister. Er sah mich erstaunt an und brach dann in lautes Lachen aus:

„Also Sie sind der verschollene Passagier! Die Post ist um Ihretwillen eine Stunde länger als nötig aufgehalten worden. Wir haben überall, auch in den Gasthäusern, nach Ihnen gesucht. Da wir Sie aber nicht fanden, fuhr die Post ab, Ihre Sachen sind nach Königsberg mitgegangen.“

Extrapost zu nehmen war mir zu kostspielig. Ich machte mich also zu Fuß auf den Weg und erreichte auf der grundlosen Straße - denn Chausseen gab es ja damals noch nicht bei uns - nach einem sehr beschwerlichen Marsch endlich Königsberg. Im Gasthofs „Zur goldenen Traube“ fand ich meine Sachen; aber mein Esskober, worin sich noch eine schöne Wurst und eine Spickgans befunden hatten, war

rein ausgeleert. Ein herber Verlust für meinen 19-jährigen Magen! Denn ich hatte großen Hunger und nur wenig Geld.

Eine Woche später war ich in Perpolk. Das Rittergut hatte ein stattliches Herrenhaus dicht an der großen Straße und so kam es denn, dass wir zum Frühjahr hin förmlich mit Einquartierungen überschwemmt wurden. Ein Teil des großen napoleonischen Heeres zog ja auf dieser Straße nach Russland. Eines Morgens kamen fünf Ulanenoffiziere an das Herrenhaus gesprenzt, stiegen ab und befahlen Frühstück. In der Abwesenheit des Hausherrn musste ich den Wirt machen, ließ den Herren Wein und Braten bringen, bat zuzulangen und sah sie mir näher an.

Einer von ihnen, ein junger Kapitän, trat an mich heran und sagte, er müsse mich kennen. In dem Augenblicke erkannte auch ich ihn; es war v.S., mit dem ich so manches liebe Mal in Hoff auf der Jagd gewesen war!

„Sehen Sie“, sprach er, „damals war ich ein preußischer Fähnrich und wäre es wohl noch, wenn ich nicht reklamiert worden wäre. Jetzt bin ich französischer Kapitän. Das Avancement geht bei uns rasch; aber“, flüsterte er mich zu, - wir standen von den anderen entfernt in einer Fensternische, - „ich bin doch ungern von den Preußen abgegangen, ich wünschte wieder bei ihnen zu sein.“

Nachdem die Herren sich restauriert hatten, schwangen sie sich auf ihre Pferde und sprengten davon. Ich sah ihnen noch nach, bis sie hinter der Waldecke verschwunden waren. S. hatte beim Abschiede gesagt: „Lietzmann, werden Sie nur auch bald Soldat; es ist das fidelste Leben.“

Die französische Armee, als sie 1812 nach Russland zog, war eine so glänzende, wie die Welt sie wohl nicht oft erblickt hat; aber ich hätte ihr nicht angehören mögen; ich gedachte der Kolberger Belagerung und hasste die Franzosen.

So verging der Sommer von 1812; überall nur Himmel und Soldaten! Im Herbst verließ ich Perpolk und begab mich

vor Antritt einer neuen Stellung zu meinem alten Freunde Broscheit, dem ehemaligen Oberjäger und jetzigen Hegemeister. Seine Försterei - in der großen Leipener Forst - lag zwei Meilen von Tapiau.

In der Einsamkeit des Waldes ging der verlebte Sommer noch einmal an meinem Geiste vorüber. Was hatte ich gesehen! Ein großer Teil der mächtigen französischen Armee war an mir vorübermarschiert. Wenn ich auf der Perpolker Feldmark ritt, hatte ich oft mein Pferd angehalten und nach der Landstraße hinübergeblickt. Da flatterten die Fähnlein der Lanzenreiter im Winde; da glänzten die Harnische der Kürassiere in der Sonne, da rasselten die Kanonen. Es war ein großes kriegerisches Schauspiel. Mir war, als hätte ich nicht mehr die Ruhe, nicht mehr die Lust, so wie sonst, zur friedlichen Beschäftigung des Landwirts. Auch die Arbeiter auf dem Felde sahen immer wieder nach den Soldaten, die in unabsehbaren Reihen dahinzogen. Und wovon wurde gesprochen? Nur vom Kriege. Aber die Ostpreußen hatten keine Sympathie für den großen Franzosenkaiser und seine Streiter; ich als Pommer und Kolberger wahrhaftig erst recht nicht.

Ich befand mich gerade in Tapiau als die Kavallerie-Division Loison, von Königsberg kommend, dort eintraf und eine Stunde Rast hielt. Sie bestand aus einem Regiment Grenadiere zu Pferd, einem Regiment Kürassiere, einem Regiment Jäger zu Pferd und dem berühmten 8. Husaren-Regiment.

In diesem dienten fast nur Elsässer, schöne, meist noch junge Leute, die sehr aufgeweckt und lustig zu sein schienen. Sie trugen grüne Dolmans mit roten Schnüren, rote Hosen und mit rotem Tuche bezogene Tschakos. Ein kurzer, dicker Zopf hing im Nacken und an den Ohren dicke Flechten, die an den Enden mit Blei beschwert und mit roten Tuchstreifen umwickelt waren. Endlich wurde wieder aufgesessen und sie ritten von dannen. Sie zogen fast alle